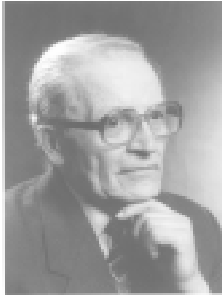


Interview mit Günter Mühlpfordt

Das folgende Interview hat die Universitätszeitung „scientia halensis“ der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg im Mai 1998 auf Seite 9 stark gekürzt veröffentlicht unter dem Titel „Vitam impendere vero – nur die Wahrheit suchen. Der Historiker Günter Mühlpfordt im Dienste der Wahrheit“. Der vollständige Text erscheint im Heft 5 der „Hallischen Beiträge zur Zeitgeschichte“ im Herbst 1998. Der Redaktion von „scientia halensis“ sei für die Genehmigung dieses Nachdrucks ebenso gedankt wie dem Interviewten für seine Zustimmung.

Aloys Henning



Günter Mühlpfordt

Bei Tagungen und Vorträgen über Aufklärung, Pietismus, Reformation oder osteuropäische Geschichte spricht er oft in der Diskussion oder referiert selbst: ein großer, alter Herr mit ruhig prüfendem Blick, ungebeugt. Den Zug von Bitterkeit um den energischen Mund übersehen leicht, wer sein Schicksal nicht kennt. In der Fachwelt ist Günter Mühlpfordt seit Jahrzehnten bekannt und anerkannt. Heutige Studenten und junge Wissenschaftler aber wissen zu wenig über ihn. Sein „Fall“ gehört zu jenen exemplarischen Viten, die am Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung in Dresden analysiert werden, um die perfide Gewalttätigkeit und Borniertheit des DDR-Regimes aufzuzeigen. 27 lange Jahre war der international angesehene Professor – auf Walter Ulbrichts Befehl – von seiner Universität verbannt. „scientia halensis“ bat den Gelehrten um ein Gespräch.

Herr Professor Mühlpfordt, Ihr Vater und Ihr Großvater waren Fabrikanten. Was bewog Sie zu Studium und Hochschullaufbahn?

Meine Liebe zur Geschichte wurde durch ein Geschichtsbuch des Vaters geweckt: Ein starkes Bildungserlebnis war Putzgers Großer Geschichtsatlas von 1931. Aus eigenem Antrieb begann ich als Schüler der Franckeschen Stiftungen mit Geschichtsforschung. Für mich stand fest: Ich will Geschichte studieren.

Für die Hochschullaufbahn entschied ich mich zu Beginn des Universitätsstudiums in meiner Heimatstadt Halle und unter dem Eindruck von Lehrern wie Martin Lintzel und Karl Jordan.

Warum spezialisierten Sie sich auf Mittel- und Osteuropa?

Weil mich deutsche Geschichte und die der Völker östlich von uns interessieren. 1947 wurde ich Assistent bei Eduard Winter. Seither baute ich das hallesehe Universitätsinstitut für Osteuropäische Geschichte auf.

Sie wirkten auch in Berlin – was taten Sie dort?

1950/51 baute ich, auch in Winters Auftrag, das Berliner Osteuropa-Institut wieder auf. Ich hielt – wie in Halle – Vorlesungen und Seminare an der Humboldt-Universität. Trotz Rufen nach Berlin, Rostock und Leipzig blieb ich in Halle, um mein Institut und mein Fach auszubauen.

Sie waren Mitglied der SED ...

Ich war Mitglied der SPD! Der SED bin ich nie beigetreten. Ich wurde ungefragt und wider Willen in sie überwiesen – dann ausgeschlossen.

Ihre 1952 beendete Habilitationsschrift behandelt „Die polnische Krise von 1863“. Warum dieses Thema, das Assoziationen zum ebenfalls besetzten Deutschland hervorrufen mußte?

Ich habe es, die Analogie zwischen dem Schicksal des geteilten Polen und dem des geteilten Deutschland vor Augen, bewußt gewählt.

Für den 6. Mai 1953 war Ihre Antrittsvorlesung als Dozent über „Ursachen der Rückständigkeit des zaristischen Rußland“ angesetzt. Sie wurde verboten – weshalb?

Das Verbot zeigte die damalige harte Linie. Drei Themen schlug ich vor; die Fakultät wählte das erste. Alles war vorbereitet, die Einladungen waren versandt. Doch am Vorabend gegen 21 Uhr klingelte es: an der Tür eine Delegation des Verwaltungsdirektors. Seine Sekretärin eröffnete mir kategorisch: „Sie sind erkältet. Ihre Vorlesung fällt wegen Erkrankung aus.“ Keine Erklärung, keine Antwort auf meine Fragen. Nachträglich hieß es, ein sowjetischer Kulturoffizier habe das Thema bemängelt: Es passe nicht zum Charakter des 8. Mai, des „Tages der Befreiung“.

1954 wurden Sie dennoch zum Professor ernannt – wieso?

Das geschah während des „Neuen Kurses“ nach dem 17. Juni. Osteuropäische Geschichte war Pflichtfach für Historiker und Slawisten. Eduard Winter ging nach Berlin. Der Leipziger Fachvertreter entwich nach West. Man brauchte mich. Aber ich erhielt nur die unterste Stufe einer Professur, und die Ernennung wurde monatelang verschleppt, um mich – erfolglos – politisch zu erpressen.

1956 erschien Band 1 des von Ihnen begründeten „Jahrbuchs für Geschichte Ost- und Mitteleuropas“. Blieb es unbehelligt?

Die Zensur brauchte lange, bis sie mein Jahrbuch passieren ließ. Die SED-Führung verlangte, auf Konfrontationskurs zu gehen. Ich aber bekundete im Vorwort, „Brücken zu schlagen“, national, zu „westdeutschen Wissenschaftlern und Geschichtsfreunden“, wie international, „im Sinne der natürlichen Mittlerfunktion des deutschen Volkes zwischen östlichen und westlichen Ländern“.

Wie behaupteten Sie ihren liberalen Wissenschaftsbegriff gegen die ideologischen Vorgaben des Regimes?

Das war äußerst schwer. In meinen Augen hat jeder Wissenschaftler Wahrheitssucher zu sein. „Vitam impendere vero“ – „Nur die Wahrheit suchen“ ist mein Wahlspruch seit dem Studium, mein Grundsatz: sachlich und unvoreingenommen an die Geschichte heranzugehen. Die SED-Ideologie gebot jedoch „Parteilichkeit“. Ich war bereit, intensiv fachlich zu arbeiten, nicht aber, Tatsachen zu verzerren. Das kreideten mir die SED-Funktionäre als „bürgerlichen Objektivismus“ an.

Was warf man Ihnen vor?

„Objektivismus“ und „Revisionismus“ waren die Hauptanklagepunkte. Der „Objektivismus“ sollte den Wissenschaftler treffen, der „Revisionismus“ den Sozialdemokraten. Ferner beschuldigte man mich des Akademismus, Antileninismus, Antimarxismus, Antisowjetismus, geographischen Determinismus, Eklektizismus, Faschismus, Idealismus, Klerikalismus, Liberalismus, Nationalismus, Psychologismus, Reformismus und Sozialdemokratismus – 16 verworfener Ismen.

Am schärfsten verurteilte man meine „ideologische Koexistenz“ mit „imperialistischen“ Historikern. Doch westdeutsche Historiker als Geschichtsfälscher, Revanchisten und Kriegshetzer hinzustellen, lehnte ich ab.

Welche Rolle spielte die geforderte „Selbstkritik“?

Eine entscheidende: Nach dem stalinistischen Ritual von Kritik und Selbstkritik mußte jeder kritisierte Genosse „Fehler“ gestehen und „Besserung“ geloben. Da ich das nicht tat, ließ sich der Ausgang voraussehen.

Welchen Repressalien und Schikanen waren Sie ausgesetzt?

Erst wurde ich ideologisch bekämpft, danach administrativ bestraft und dann ausgeschaltet. Die Hauptkampagne gegen mich begann 1957. Auf Weisung Ulbrichts wurde ich im April 1958 meiner Universitätsämter enthoben und erhielt Lehrverbot. Unzählige Postsendungen wurden – ohne Benachrichtigung – beschlagnahmt. Verbindungen rissen ab; wichtige Fachliteratur war für mich unerreichbar.

Wie verhielten sich die Kollegen?

Viele bekundeten persönlich ihre Sympathie; öffentlich war das unmöglich.

Wann kam für Sie als halleischer Hochschullehrer das Aus?

So großen Lärm man 1958 in aller Öffentlichkeit schlug, so lautlos nach außen und rein bürokratisch erfolgten 1962 meine entschädigungslose Entlassung und das Berufsverbot. Das Prorektorat für Forschung und die Gewerkschaft traten für mich ein – vergeblich.

Wie konnten Sie ohne festes Einkommen existieren?

Von 1963 bis 1983 schlug ich mich als stellungsloser Privatgelehrter durch. Ich stelle keine großen materiel-

len Ansprüche, war gewohnt, sparsam zu leben. Als Entlassung drohte, legte ich Rücklagen an. Im Elternhaus wohnte ich mietfrei. 1964 bis 1968 war ich zeitweilig Hilfskraft in Berlin, zum 450. Jahrestag der Reformation 1967 kurzzeitig Hilfskraft in Leipzig.

Woher nahmen Sie die psychische Kraft, jene 32 Jahre, 1958 bis 1989, durchzustehen?

Ich arbeitete beharrlich weiter und verlor mein Ziel, echte Wissenschaftlichkeit zu wahren, nie aus den Augen. Auch am Ideal der deutschen Einheit hielt ich fest. In besonders kritischen Situationen suchte ich mich abzulenken, mit stoischem Gleichmut „gelassen“ zu bleiben. Trotzdem erlitt ich auf dem Höhepunkt des Trommelfebers im Mai 1958 einen Herzanfall.

Durften Sie Ihre Forschungsergebnisse bekanntgeben?

Nur sehr begrenzt. Nach Ulbrichts Sturz konnte ich ab 1972 einzelne Vorträge halten, vor überfüllten Sälen. Aufsätze in Zeitschriften und Sammelwerken waren möglich, teils aber nur zurechtgestutzt oder verstümmelt.

Welche Publikationsverbote wurden gegen Sie verhängt? Durften Sie im „Westen“ veröffentlichen?

Westpublikationen waren untersagt. Trotz in jedem Fall positiver Fachgutachten wurde auch der Druck meiner zehn nach 1958 eingereichten Buch-Typoskripte in der DDR unterbunden. Die unaufhörlichen Druckverbote, selbst für Abhandlungen, Aufsätze und Rezensionen, trafen mich schwer. Auf Umwegen wurde einiges in der Bundesrepublik, in Israel, Italien, Österreich und Amerika gedruckt.

Dachten Sie nie daran, die DDR zu verlassen?

Erwogen habe ich es, aber lange war es unmöglich und zu vieles sprach dagegen. Seit 1956 wurde ich unter „Republikfluchtverdacht“ vom Stasi beschattet. Sobald ich Halle verließ, kamen Überwacher nach. Manchmal folgte mir ein Polizist mit Spürhund. Als Einzelkind wollte ich meine alte Mutter nicht im Stich lassen. Zudem galt es, die Ergebnisse jahrzehntelanger Arbeit, meine Skripten, Notizen und Karteien, zu retten. Die Universität verstieß mich ja erst nach dem Mauerbau.

1979 brachten Sie mit Eduard Winter im Berliner Union-Verlag „Ketzerschicksale. Christliche Denker“ heraus. Beeinflusste das Ihre Anstellung in Berlin 1983?

Etwas, ja. Die „Christlichen Denker“ wurden viermal aufgelegt, zweimal im Verlag der Ost-CDU und als Lizenzausgaben in Zürich und Köln. Entscheidend war aber, daß man mein Wissen für Editionen nutzen wollte.

Wissen Sie, wie der Staatssicherheitsdienst und seine Zuträger Sie überwachten, wer Sie beobachtete, bespitzelte und denunzierte?

Ja. Obwohl meine „Opferakte“ spurlos verschwunden ist – ebenso die Personalakte an der Universität! – ergeben

die „Täterakten“ der „Geheimen Mitarbeiter“, „Geheimen Informanten“ und eines „Geheimen Hauptinformanten“ ein umfassendes Bild der Stasi-Aktionen gegen mich ab 1954. Vier hauptamtliche Stasi-Offiziere und eine Schar Spitzel waren dafür eingesetzt. Am eifrigsten und eiferndsten war eine „sie“ mit dem Decknamen „Diana“ (Göttin der Jagd), eine skrupellose Psychopathin. Meine Widersacher wurden reich belohnt – sieben mit dem Professorentitel; das „Trojanische Pferd“ im Institut bekam ohne Examen eine Dozentur.

1990 wurden Sie rehabilitiert. Wie stehen Sie heute zu den Verleumdern und Verfolgern von ehemals?

Ich bin glücklich über die deutsche Einheit und hege keine Rachegefühle. Ich will vergessen, nicht vergelten. Verfolgung mit Verfolgung heimzuzahlen und neue Opfer zu schaffen, wäre das Falscheste. Viele Belastete wollen Vergangenes wiedergutmachen. Man möge ihnen Gelegenheit dazu geben. Es gilt, ausgewiesene Forscher nicht auszugrenzen, sondern zur Mitarbeit heranzuziehen. Jede vermeidbare Ausgrenzung von Fachleuten schwächt die nationale wissenschaftliche Substanz und schadet dem geistigen Standort Deutschland.

Wie sehen Sie die Perspektive der Zentren für Aufklärungs- und Pietismusforschung?

Sie ist so vielversprechend, daß ich mir wünschte, noch einmal jung zu sein. Beide Forschungsstätten mit ihren Quellen-schätzen können Halles Ruf als Kulturstadt stärken.

Woran arbeiten Sie jetzt?

Vorerst bin ich dabei, ein Werkregister und begonnene Editionen abzuschließen. Verbotenes von früher ist aufzuarbeiten und auf den neuesten Stand zu bringen. Nach langjährigen Studien und Analysen schreitet der Historiker im Alter zu Synthesen fort. Meine Synthesen gelten zunächst der Aufklärung und der gesamten Frühneuzeit.

Was möchten Sie jungen Akademikern auf den Weg mitgeben?

Daß man in der Wissenschaft Fleiß, Ausdauer und Zähigkeit braucht. Mein Weg der inneren Emigration erschien vielen aussichtslos, doch er war richtig. Ich habe manches zu bedauern, aber nichts zu bereuen. 40 Jahre nach Ulbrichts Attacken gegen mich lautet mein Fazit: Nur was man selbst aufgibt, ist endgültig verloren.

Die Fragen stellte Margarete Wein.

Den Abdruck empfahl Dr. med. Aloys Henning, Wissenschaftlicher Mitarbeiter des AB Geschichte und Kultur am Osteuropa-Institut der FU Berlin.